

Andreas Kötzing / Francesca Weil / Mike Schmeitzner / Jan Erik Schulte (Hg.)

Vergleich als Herausforderung

Festschrift zum 65. Geburtstag von Günther Heydemann



V&R



Schriften des Hannah-Arendt-Instituts
für Totalitarismusforschung

Herausgegeben von Günther Heydemann

Band 57

Vandenhoeck & Ruprecht

Vergleich als Herausforderung

Festschrift für Günther Heydemann
zum 65. Geburtstag

Herausgegeben von Andreas Kötzing,
Francesca Weil, Mike Schmeitzner
und Jan Erik Schulte

Vandenhoeck & Ruprecht

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-525-36969-2
Weitere Ausgaben und Online-Angebote
sind erhältlich unter www.v-r.de.

Mit 4 Abbildungen und 2 Grafiken.

Umschlagabbildung:
In Two Minds. Skulptur von Tony Cragg. Foto: Niels Schabrod
© VG Bild-Kunst, Bonn 2014
Grafik S. 8: Ulrich Forchner, Leipzig 2014.

© 2015, Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen /
Vandenhoeck & Ruprecht LLC, Bristol, CT, U.S.A.
www.v-r.de

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der
vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Printed in Germany.

Satz: Hannah-Arendt-Institut, Dresden
Druck und Bindung: ☺ Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Inhalt

<i>Jürgen Faulenbach</i> Kapitän und Mannschaftsspieler. Günther Heydemann zum 65. Geburtstag – Essay	9
<i>Horst Möller</i> Der Erste Weltkrieg – „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts	19
<i>Detlev Brunner</i> Vergleich und Transfer – Neuseeland als Sozialstaatsmodell?	31
<i>Detlef Schmiechen-Ackermann</i> Diktaturforschung und Diktaturenvergleich zwischen „Streitgeschichte“ und systematischer Analyse	45
<i>Werner Müller</i> Der doppelte Untergang. Die SPD 1933 im Deutschen Reich und 1946 in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands	59
<i>Oliver Werner</i> Regionale Konstellationen und Mobilisierungsstrategien im „Dritten Reich“ und in der DDR	73
<i>Thomas Schaarschmidt</i> Mobilisierung auf Raten. „Nationalsozialistische Menschenführung“ und die deutsche Zivilbevölkerung im Zweiten Weltkrieg	87
<i>Gunther Mai</i> Christenkreuz und Hakenkreuz. Die Kirchenbewegung Deutsche Christen in Südthüringen 1933–1937	101
<i>Alfons Kenkmann</i> Leben im Ausnahmezustand. Erosion und Modifikation von Raum- und Zeiterfahrungen im Zweiten Weltkrieg	121

Clemens Vollnhals

Ernüchterung, Pragmatismus, Indifferenz.

Die deutsche Gesellschaft nach der „Katastrophe“ 139

Udo Grashoff

Willkür oder Methode?

Zur Ahndung kommunistischer Gestapomitarbeit in der SBZ/DDR 159

Stefan Karner

Der „französische Spionagering“ in Rostock und die sowjetische

Staatssicherheitsakte zu Wilhelm Joachim Gauck 171

Gerald Hacke

„... so unpolitisch ...“.

Der Dresdner Rechtsanwalt Fritz Glaser (1876–1956) 185

Christopher Beckmann

Wilhelm Pieck und Konrad Adenauer –

zwei deutsche Lebensläufe im 20. Jahrhundert 205

Eckhard Jesse

Alltag in der DDR 217

Udo Wengst

Das deutsche „Wirtschaftswunder“ im internationalen Vergleich 229

Uwe Backes

Extremismus und Totalitarismus im Kalten Krieg.

Das östliche und das westliche Deutschland in der Etablierungsphase 239

Michael Lemke

Entwicklungstendenzen der ostdeutsch-sowjetischen Beziehungen

von 1955 bis 1961 und der SED-Plan einer bilateralen

Wirtschaftsgemeinschaft 261

Hermann Wentker

Gorbatschow in Bonn 1989:

Ein historischer Staatsbesuch aus westdeutscher

und aus ostdeutscher Sicht 277

<i>Inhalt</i>	7
<i>Hartmut Zwahr</i> Spiegelungen	301
<i>Heinrich Oberreuter</i> Annus Mirabilis. Mauerfall, Einheit, Europa	317
<i>Everhard Holtmann</i> Teilung statt Einheit. Das „Dismemberment“ als eine Pfadvariante postkommunistischer Staatenbildung in Europa. Vorüberlegungen für ein vergleichendes Forschungsprogramm	329
Autorenverzeichnis	341



Kapitän und Mannschaftsspieler. Günther Heydemann zum 65. Geburtstag

Essay

Jürgen Faulenbach

1. Konsequenter Weg

Auch wenn Günther Heydemann nicht zu den Vielschreibern gehört, die zu allen die Zeitgeschichte betreffenden Fragen Stellung nehmen, ist der Berg, der von ihm geschrieben oder herausgegebenen Bücher gewaltig. Imaginiert man noch die etlichen hundert Seiten seiner inzwischen auch über einhundert Aufsätze hinzu, so erreicht die Spitze dieses Schriftenberges gleichwohl fast die Sphäre der Unübersichtlichkeit. Aber dennoch ist und bleibt ein thematischer Schwerpunkt seiner Forschungen zu erkennen: „Die DDR- und die vergleichende Diktaturforschung“. Schon in seiner Dissertation beschäftigte er sich mit der SED-Diktatur und ihrer Wissenschafts- und Geschichtspolitik und verglich diese mit der westdeutschen Entwicklung.¹ Die von Heydemann bei vielen seiner Arbeiten bevorzugte Methode des historischen Vergleichs, dessen Möglichkeiten und Leistungsfähigkeit er nicht müde wird zu betonen, weitete er in seiner zweiten großen Monographie auf die europäische Ebene aus, indem er nicht nur die deutsche und die italienische Entwicklung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts miteinander verglich, sondern deren Perzeption in Großbritannien und dessen Reaktionen darauf untersuchte. Außerdem hinterfragte er die Auswirkungen der britischen Politik auf die beiden „verspäteten Nationen“,² Deutschland und Italien, wie auch auf das europäische Staatensystem.³

Neue Forschungsergebnisse zum Vergleich der beiden Diktaturen in Deutschland machte Heydemann zusammen mit einem Team wissenschaftlicher Kolleginnen und Kollegen 2003 einem großen Leserkreis zugänglich. In einem umfas-

- 1 Günther Heydemann, *Geschichtswissenschaft in Deutschland. Entwicklungsgeschichte, Organisationsstruktur, Funktionen, Theorie- und Methodenprobleme in der Bundesrepublik Deutschland und in der DDR*, Frankfurt a. M. 1980.
- 2 Helmuth Plessner, *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*, Frankfurt a. M. 1974.
- 3 Günther Heydemann, *Konstitution gegen Revolution. Die britische Deutschland- und Italienpolitik 1815-1848*, Göttingen 1995.

senden Sammelband wurden Herrschaft, Strukturen, Institutionen, Erziehung und Bildung unter beiden Diktaturen anhand von Fallbeispielen dargestellt und miteinander verglichen. Auf diese Weise sollen „vertiefte Erkenntnisse über das Wesen und die Funktionsweise von diktatorischen Regimen erzielt werden“.⁴ Die Herausgeber wollten damit ein analytisches Handwerkszeug erarbeiten, mit dem auch Diktaturen in Gegenwart und Zukunft erkannt und analysiert werden sollen.

Noch stärker auf Gegenwart und Zukunft zielen die Untersuchungen zu den Systemtransformationen in der DDR sowie in Mittel- und Osteuropa, die auf einer von Heydemann geleiteten Tagung erörtert und vorgestellt wurden. Durch den Vergleich wurden verschiedene Transformationshindernisse und Transformationspfade herausgearbeitet und die Auswirkungen der unterschiedlichen Diktaturerfahrungen auf das Handeln der Menschen in den einzelnen Staaten und bei der Überwindung der Diktatur beleuchtet. Einfluss auf die Transformationsprozesse hatten dabei auch die sozio-ökonomischen Strukturen in den ehemaligen Ostblockstaaten.⁵

Drei der hier aufgeführten großen Publikationen von Günther Heydemann – alle auf umfangreichen Forschungsarbeiten basierend – könnten aus dem Aufgabenbereich des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung (HAIT) vorweggenommen oder herausgegriffen sein, zu dessen Themenfeldern auch sein umfangreicher Beitrag zur „Geschichte der Universität Leipzig zwischen 1945 und 1961“ gehört – wie auch eine Reihe weiterer Schriften.⁶ Alle diese Arbeiten haben Günther Heydemann nahezu automatisch – so scheint es – zur Leitung des Hannah-Arendt-Instituts qualifiziert. Kaum ein Historiker seiner Generation hat sich so dem Diktaturvergleich gewidmet wie er. Im Rückblick erscheint es fast so, als sei Heydemanns Karriere geradezu geradlinig auf einen Lehrstuhl für Zeitgeschichte und als Direktor an das HAIT verlaufen. Doch der Eindruck täuscht. Zwar fand Heydemann bei Beginn seines Studiums 1970 in Erlangen mit dem Institut für Gesellschaft und Wissenschaft und seiner umfassenden Bibliothek sehr gute Bedingungen für die Beschäftigung mit der DDR vor, doch gab es auch 15 Jahre später – als er zunächst als wissenschaftlicher Assistent an das Deutsche Historische Institut nach London wechselte – in der Bundesrepublik kaum einen Lehrstuhl für Zeitgeschichte zu besetzen und in der DDR für einen westdeutschen Historiker erst recht nicht. In Heydemanns Fall schaffte jedoch die große Politik durch jähe Wendungen neue Möglichkeiten und Gelegenheiten zur Arbeit. Manchmal verstopfte sie aber auch bis dahin

4 Günther Heydemann/Heinrich Oberreuter (Hg.), *Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte. Strukturen, Institutionen und Verhaltensweisen*, Bonn 2003, S. 50.

5 Vgl. Günther Heydemann/Karel Vodička (Hg.), *Vom Ostblock zur EU. Systemtransformation 1990–2012 im Vergleich*, Göttingen 2013.

6 Günther Heydemann, *Sozialistische Transformation. Die Universität Leipzig vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Mauerbau 1945–1961*. In: *Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009*. Hg. von Ulrich von Hehl, Günther Heydemann, Klaus Fitschen und Fritz König, Band 3: *Das 20. Jahrhundert 1909–2009*, Leipzig 2010, S. 335–556.

bekannte und für sicher gehaltene Wege (Institute wurden abgewickelt – wie das in Erlangen – neue wurden gegründet, z. B. das HAIT in Dresden).

So kam es trotz intensiven Einsatzes und origineller Beiträge zum wissenschaftlichen Diskurs auch bei Günther Heydemann zu Umwegen und Unterbrechungen – wie etwa zu Arbeitslosigkeit, die schon deshalb als traumatisch empfunden wurde, weil ihr Ende zunächst nicht sichtbar erschien und die Familie wuchs. Langfristiges Planen erwies sich unter solchen Umständen als unmöglich. In gesellschaftswissenschaftlichen, politikrelevanten Fächern wurde und wird vom Personal, insbesondere von Berufsanfängern eher Flexibilität in Bezug auf Arbeitsbedingungen, Arbeitsorte, Arbeitszeit und Arbeitsentgelt als vorausschauende Planung und Entwicklung der eigenen Laufbahn verlangt.

2. Politische und gesellschaftliche Situation

Günther Heydemann begann seine wissenschaftliche Karriere in einer Zeit zunächst kaum merklicher, dann aber dramatischer Verschlechterung der Ost-West-Beziehungen nach einer relativ kurzen, aber scheinbar intensiven Entspannungsphase. Zwar wuchs der Ost-West-Handel zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sowjetunion deutlich, doch konnte trotz aller Verhandlungen zwischen Ost und West um vertrauensbildende Maßnahmen das Misstrauen zwischen den beiden Blöcken nicht wirklich abgebaut werden, zu sehr war das Denken und Handeln führender Politiker noch vom Kalten Krieg geprägt. Auch die KSZE-Schlussakte von Helsinki konnte keine Rückkehr zur Entspannung bringen, obwohl mit ihr die bestehenden Grenzen in Europa von allen Unterzeichner-Staaten anerkannt wurden, worauf die VR Polen und die DDR seit 30 Jahren gewartet hatten. Doch wurden durch diesen Vertrag oppositionelle und Menschenrechtsgruppen gestärkt, die sich von nun an auf die von ihrer Regierung unterzeichnete KSZE-Akte berufen konnten, wenn sie Freiheits- und Menschenrechte bzw. Ausreisefreiheit forderten. Dies beschleunigte die Destabilisierung der mittel- und osteuropäischen Regime.

Gespeist wurde das Misstrauen zwischen Ost und West zusätzlich durch das wachsende militärische Ungleichgewicht in Europa. Bei den konventionellen Streitkräften waren die Truppen des Warschauer Paktes sowohl in Zahl als auch in Bewaffnung klar überlegen. Nachdem man sich in langwierigen Verhandlungen über die Obergrenze von Interkontinentalraketen geeinigt hatte, begannen die Sowjets mit der Dislozierung neuer Mittelstreckenraketen in Europa, deren Zahl sie zügig erhöhten. Im Laufe einer ausführlichen Debatte, die die Gegensätze und Unterschiede zwischen Ost und West betonte und verschärfte, fasste der Westen im Dezember 1979 den sogenannten NATO-Doppelbeschluss, der mit der Stationierung von Mittelstreckenraketen und Marschflugkörpern in den NATO-Staaten Europas drohte, falls die Sowjetunion sich nicht zu Verhandlungen bereitfände, ihre Vorrüstung im Mittelstreckenbereich zu stoppen oder rückgängig zu machen. Mit dem Einmarsch der sowjetischen Truppen in

Afghanistan und der Verhängung des Kriegsrechts im um seine Freiheit ringenden Polen im darauffolgenden Jahr, erreichten die Ost-West-Beziehungen Anfang der 1980er Jahre einen nicht mehr für möglich gehaltenen Tiefpunkt. Zumal auch die Raketennachrüstung trotz heftiger Proteste erfolgte. Insbesondere das Ansehen der DDR fiel in der öffentlichen Meinung der Bundesrepublik Deutschland ins Bodenlose.

3. Maximale Aufgabe

Vor diesem politischen Hintergrund die DDR-Geschichtswissenschaft einer Analyse zu unterziehen und dabei deren Leistungen und das Bemühen um einen gewissen Spielraum gegenüber der SED hervorzuheben, bedurfte schon eines beträchtlichen Mutes, zumal ein solches Vorgehen für eine Wissenschaftskarriere in dieser Zeit nicht sonderlich förderlich erschien. Doch dies war nur ein Teil des Risikos der erwähnten Dissertation über „Geschichtswissenschaft im geteilten Deutschland“.

Eine solche Arbeit zur Entwicklung eines wissenschaftlichen Faches, seiner Organisationsstruktur, seiner Theorie- und Methodenprobleme setzt stupende Kenntnisse der Literatur – in diesem Fall auch noch der besonders schwierigen Aufarbeitungsversuche der jüngsten Zeitgeschichte – und einen Überblick über die spezifische, innerfachliche Diskussion voraus. Heydemann wollte die geschichtswissenschaftliche Arbeit in beiden deutschen Staaten miteinander vergleichen und bilanzieren. Eine solch umfassende Aufgaben- und Fragestellung in Zeiten politischer Spannungen und wissenschaftlicher Unsicherheiten einem 26-jährigen Studenten zu stellen, bzw. zu übernehmen, setzte bei dem Promovierenden ein gehöriges Maß an Selbstbewusstsein voraus und führte beim Doktorvater mit Sicherheit zu Zweifeln und Gewissensbissen.

Was die Anfertigung der Arbeit noch zusätzlich erschwerte, war die Krise der gesellschaftlichen Akzeptanz der Geschichtswissenschaften im Vergleich zu den sich sehr schnell bei Politik und Journalisten großer Beliebtheit erfreuenden Sozialwissenschaften, die zum Verständnis von Staat, Gesellschaft und Wirtschaft scheinbar weit mehr an Zahlen und Erkenntnissen zusammentragen konnten als die Geschichtswissenschaft mit ihren vermeintlich veralteten Fragestellungen und Theorien. In einer Reihe von Bundesländern war der Geschichtsunterricht an Gymnasien damals zugunsten von Gesellschaftskunde eingeschränkt bzw. stark gekürzt worden.

Bei ihrer Neuorientierung bedienten sich viele Historiker der Theorien und Methoden der Gesellschaftswissenschaften (Soziologie, Wirtschaftswissenschaften und Politologie). Heydemann verortete die westdeutsche Historiographie in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre in „einem Umbruch- und Experimentierstadium, das [...] noch länger andauern wird“.⁷

7 Heydemann, *Geschichtswissenschaft in Deutschland*, S. 135.

Die Bedeutung der Geschichte im Fächerkanon der DDR war in derselben Zeit eher gewachsen. Sie galt – gerade auch bezogen auf die Zeitgeschichte – als Legitimationswissenschaft. Je größer die Erwartungen an ihre Forschungsergebnisse waren, desto enger wurde ihr thematischer und theoretischer Spielraum. Die SED erwartete von den Historikern eine wissenschaftliche Bestätigung, die richtigen Konsequenzen aus der Geschichte gezogen zu haben und auf der richtigen Seite, nämlich der der Sieger der Geschichte zu stehen.

Heydemann bezeichnet das Verhältnis von SED und Geschichtswissenschaft als „höchst vielschichtig“,⁸ was als Zeichen seiner Differenzierungsbereitschaft zu werten ist. Er bescheinigt der SED „eine leistungsfähige Geschichtswissenschaft in der DDR“ installiert zu haben.⁹ „Die marxistisch-leninistische Geschichtswissenschaft behauptet qua Fachwissen und -kompetenz gegenüber der Partei einen gewissen Eigenwert, an dem die SED [...] nicht einfach vorbeigehen kann.“¹⁰ Sie stehe aber „zweifellos unter dem Weisungsdiktat der SED; sie kann jedoch durchaus fachspezifische Interessen und Wünsche vorbringen [...] und somit auf wissenschaftspolitische und innerdisziplinäre Entscheidungen der SED Einfluss nehmen. Dieser Einfluss darf sicher nicht überschätzt [...] werden“.¹¹

Bei der Durchsicht der Arbeit mehr als 30 Jahre nach ihrer Veröffentlichung fällt wiederum auf, dass dieser nahezu tollkühne Versuch, die geschichtswissenschaftliche Entwicklung bzw. für die wissenschaftliche Entwicklung typische Geschichtsdebatten kritisch zu analysieren und miteinander zu vergleichen, übersichtlich und klar gelungen ist. Obwohl Aspekte des Vergleichs nicht nur im dafür vorgesehenen dritten Teil der Arbeit dargestellt werden, sondern das gesamte Buch durchziehen, leidet darunter weder die Übersichtlichkeit noch die Verständlichkeit von Heydemanns Ausführungen. Zudem wird in Heydemanns Darstellung deutlich, dass die Geschichtswissenschaft und die Freiheit der Forschenden und Lehrenden ein Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse in der DDR ist. Letzte Entscheidungsinstanz für alle Fragen und Probleme war und blieb die SED.

Trotz und wegen der Legitimationskrise der Geschichtswissenschaft und der „Unterbewertung des Geschichtsunterrichts in einzelnen Bundesländern zu Beginn der 70er Jahre“¹² forderte Günther Heydemann „alle an der Geschichte ‚Beteiligten‘ [auf], sich als Mitglieder eines Interessenverbandes zu verstehen“,¹³ weil sich Geschichtswissenschaft anders nicht „in einer demokratisch-pluralistischen Gesellschaft“ behaupten könne.¹⁴ In diesem Zusammenhang wurde auch die von ihm ansonsten immer wieder positiv hervorgehobene Vielfalt der

8 Ebd., S. 187.

9 Ebd., S. 171.

10 Ebd., S. 171.

11 Ebd., S. 187.

12 Ebd., S. 41.

13 Ebd., S. 42.

14 Ebd., S. 41.

Geschichtswissenschaft in der Bundesrepublik auch kritisch gesehen, da ihre Organisation in Hochschulen und außeruniversitären Forschungseinrichtungen den Eindruck mache, als ob es ihr an Koordination und Kooperation fehle, was sich im Kampf um die knappen Mittel bei Stellen- und Projektkürzungen niederschläge. Auch wenn in den letzten Jahrzehnten die Geschichtswissenschaft ihre Legitimationskrise deutlich überwunden hat und das historische Interesse in Deutschland sich in immer neuen Besucherrekorden bei historischen Ausstellungen ebenso niederschlägt wie bei historischen Filmen und Fernsehspielen, werden längst nicht alle ins Auge gefassten Projekte gefördert und nicht alle beantragten Stellen genehmigt. Im Gegenteil! Auch Heydemann konnte längst nicht alle erdachten Projekte realisieren, trotz eigenem Lehrstuhl und Direktorentätigkeit am HAIT. Dazu sprudeln die Ideen zu reichlich und die Mittel zu spärlich (nicht nur in Sachsen, sondern in der gesamten Bundesrepublik). Um so wichtiger ist sein fortdauernder Einsatz für Nachwuchshistoriker, Institut und Mittel. So wie er in der frühen Zeit sich notfalls mit seinen Lehrern anlegte, wenn es bei Dissertation und Habilitation um Thema und Methoden ging, so setzt er sich heute mit den Wissenschaftsgewaltigen oder Fördereinrichtungen auseinander.

Mit voller Überzeugung konnte er deshalb nach Übernahme der Leitung des Hannah-Arendt-Instituts mit den zu erwartenden Streitigkeiten in einem Interview mit der Wochenzeitung „Die ZEIT“ sagen: „De leeve Jung bin isch nit.“ Zeitgeschichte sei nun einmal Streitgeschichte, darin habe er Übung.¹⁵

4. „I did it my way – myself“

Wie viele Politiker, Wissenschaftler und Künstler entstammt Günther Heydemann einem evangelischen Pfarrhaus, einer pädagogischen Sonderprovinz von kaum zu überschätzender kultureller Wirkung in der deutschen Geschichte seit der Reformation. Zur Bedeutung des evangelischen Pfarrhauses selbst für die DDR wie auch für ihre Überwindung hat Heydemann knapp im Katalog zur Sonderausstellung „Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses“ Stellung genommen.¹⁶

Pfarrerssohn Friedrich Dürrenmatt hat das evangelische Pfarrhaus einst als „Zuchtstätte für Rebellen“¹⁷ bezeichnet mit der Begründung: „Man wird ja sehr schnell mit einer unabweisbaren, nur zu glaubenden Welt konfrontiert.“¹⁸ Nun

15 Günther Heydemann, „Mich kann nichts mehr erschüttern“. Interview mit Günther Heydemann. In: Die Zeit vom 28. 11. 2004.

16 Günther Heydemann, Pfarrer, Pfarrfamilien, Pfarrhäuser in der SBZ/DDR. In: Leben nach Luther. Eine Kulturgeschichte des evangelischen Pfarrhauses. Buch zur Ausstellung. Hg. vom Deutschen Historischen Museum Berlin, Bönen 2013, S. 185–190.

17 Zit. nach Peter Rüedi, Dürrenmatt oder die Ahnung vom Ganzen. Biographie, Zürich 2011, S. 68.

18 Ebd.

ist aus Günther Heydemann sicher kein Rebell geworden, aber eine Tendenz zur Überanpassung kann man ihm auch nicht vorwerfen. Bewirkt wurde dies auch durch den Freiraum, den die Eltern ihrem „Nachzügler“ (die beiden Schwestern sind acht und neun Jahre älter) zugestanden haben und der von ihm auch weitlich genutzt wurde. Zumal die Gegend um seinen Geburtsort Burghausen, der Kleinstadt in Bayern mit der größten deutschen Burganlage, viele Möglichkeiten für das phantasievolle Spiel eines angehenden Historikers bot. Er soll ein wildes und wagemutiges Kind gewesen sein, das häufig auch allein unterwegs war und früh auf Laternen, Bäume und Berge stieg, sich immer wieder in Mutproben bewies und der Natur sehr verbunden war. Noch heute wandert er gerne tagelang durch die Alpen, meist ganz allein auf sich gestellt. Typisch dafür ist eine dieser Tage zufällig wieder aufgefundene Ansichtskarte an den Freund, die die Watzmanngruppe (2 713 Meter) zeigt und ohne Anrede voller Begeisterung beginnt: „I did it my way – myself. Habe am 6.9. den Watzmann erstiegen – erst bei Regen, dann bei traumhafter Sonne – grandios!“ Ein wenig nach dem Motto: „Allein gegen die Alpen!“

So oder so ähnlich muss man sich wohl auch zumindest sein frühes wissenschaftliches Arbeiten vorstellen. Hier nach dem Motto: „Allein – aber mit neuen Instrumenten (Methode: Vergleich) gegen die Aktenberge“. Komplizierte und verschlungene Fragestellungen ins Auge fassen, denen von vornherein ein historischer Vergleich innewohnt, der durch Kontrast und Ähnlichkeit, Parallelisierung und Unterscheidung zur Erklärung der Probleme mehrerer Ereignisse, Vorgänge oder Phänomene dienen sollte, allerdings auch die doppelten Kenntnisse und Forschungsarbeiten voraussetzt; viel wagen, hineinknien in die Akten und immer wieder auch zwischendurch fragen, wie passen die Dinge zusammen, wie kann ich das darstellen, in welche Struktur kann ich das fassen. Das Ganze in nicht zu abstrakter Sprache wiederzugeben, ist dann nicht mehr so problematisch für ihn. Ob er nach endgültiger Fertigstellung eines Textes jeweils auch ein „Grandios!“ ausstößt oder zumindest vor sich himurmelt, ist und bleibt ein Geheimnis seiner Manufaktur.

5. Historischer Vergleich

Die Bedeutung und die Erkenntnismöglichkeiten des Vergleichs für das geschichtswissenschaftliche Arbeiten sind von Günther Heydemann immer wieder hervorgehoben, hinterfragt und erörtert worden: So z. B. – zusammen mit Detlef Schmiechen-Ackermann – in der ausführlichen Einführung „Zur Theorie und Methodologie vergleichender Diktaturforschung“, in dem bereits erwähnten Band, „Diktaturen in Deutschland – Vergleichsaspekte“.¹⁹

19 Heydemann/Oberreuter (Hg.), Diktaturen in Deutschland, Vergleichsaspekte, S. 9–54.

Dabei gehen beide Autoren paradoxerweise von einer jedem Historiker zunächst einmal einsichtigen Feststellung aus: „Jeder historische Vergleich ist umstritten oder zumindest fragwürdig. In der Tat sind geschichtliche Entwicklungen und Konstellationen letztlich individuell, unwiederholbar und damit einmalig. Zweifellos ist diese im Historismus des 19. Jahrhunderts entstandene Erkenntnis durchaus zutreffend.“²⁰ Sogleich wenden sie sich jedoch gegen diese Auffassung: „Ein so puristisch verstandener historischer Individualitätsbegriff müsste zwangsläufig auch jeden geschichtswissenschaftlichen Vergleich blockieren.“²¹ Dessen Leistungsfähigkeit und Erkenntnisförderung beschreiben die beiden Autoren dann auf den folgenden 40 Seiten ausführlich anhand des von ihnen weiterentwickelten Diktaturvergleichs. Durch das Ineinandergreifen von ganzheitlichem, integrelem Makrovergleich und sektoralem Mikrovergleich einzelner Strukturen und Mechanismen konnten einzelne Segmente und Elemente von Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, des Verhaltens von Institutionen oder einzelnen Berufsgruppen sehr genau untersucht und konturiert werden.

Im Band arbeitet ein großes Autorenteam Unterschiede, Gemeinsamkeiten, Hindernisse und Spielräume bei der Herrschaftseroberung und -ausübung von SED und NSDAP heraus. Die Themen der Beiträge und ihre Darstellungen sind konkret und klar, so dass sie sich auch für die politische Bildung hervorragend eignen, deren Debatten um den „Totalitarismus-Begriff“ zu dieser Zeit im Austausch nahezu stereotyper Formeln zu erstarren drohten. Die einzelnen Fallbeispiele können auch von Laien ohne umfassende Vorkenntnisse über die beiden Diktaturen in Deutschland verstanden und nachvollzogen werden. Gemeinsamkeiten und Unterschiede treten dem Lesenden unmittelbar bildhaft vor Augen; zugleich wird deutlich, wie weit sich Charakter und Herrschaft der Diktaturen bis in kleinste Verästelungen der Gesellschaft vorgearbeitet hatten.

Diese Art der Vermittlung entspricht Günther Heydemanns Intentionen, der gerne auch mal weit über die Universität hinaus den politisch-historischen Aufklärer gibt. Dies insbesondere dort, wo noch alte Eliten an überkommenen Diktaturbildern und romantischen Verklärungen des Alltagslebens festhalten und sich als Zeitzeugen gegen neuere Forschungsergebnisse zur Wehr setzen. An solchen Veranstaltungen nimmt Günther Heydemann immer wieder teil – absehbare Debatten und Auseinandersetzungen nicht fürchtend – nach dem protestantischen Motto: „Es gilt ein frei Geständnis in dieser unsrer Zeit, ein offenes Bekenntnis bei allem Widerstreit.“²² Wichtiger ist ihm bei solchen Vorträgen und Debatten, diejenigen über Entwicklung und Charakter von Diktaturen zu informieren, die bislang wenig Gelegenheit dazu hatten. Bei Veranstaltungen dieser Art scheint er als „Einzelkämpfer“ weitgehend auf die eigene Kraft, auf die eigene Überzeugungsfähigkeit zu vertrauen.

20 Ebd., S. 9.

21 Ebd.

22 Karl Johann Philipp Spitta: „O komm, du Geist der Wahrheit“, Evangelisches Gesangsbuch für Rheinland und Westfalen, Dortmund 1961, S. 84.

6. Der Teamplayer

Doch das Bild des „Einzelkämpfers“ als der ein Wissenschaftler erscheint oder sich stilisiert, trifft auf Heydemann sicher heute nicht mehr zu. Er hat die Vorteile gemeinsamen Agierens von Gruppen oder Teams längst erkannt, ohne sich gleich der Ideologie von der Überlegenheit der Schwarmintelligenz zu unterwerfen. Auch die erfolgreichen wissenschaftlichen Projekte zu den Diktaturen in Deutschland und zu den Transformationsprozessen in Mittel- und Osteuropa machen deutlich, dass umfassende historische Vergleiche fast nur noch von Wissenschaftlerteams vorgenommen werden können.

Die Leistungs- und Integrationsfähigkeiten von Teams kannte Günther Heydemann selbstverständlich auch schon vorher von einer seiner Leidenschaften, dem Fußballspiel. Heute tritt er dabei wie in der Politik nicht als Praktiker – d. h. als Spieler –, sondern als Zuschauer auf. Er ist aber kein neutraler Beobachter, der mit Netzer'scher Kühle die Spiele analysiert, sondern ein mitfühlender Anhänger, der für „seinen“ Verein Partei ergreift. Wie viele andere kleine Jungen im Fränkischen hängte er sein Herz früh an das Schicksal des bekanntesten Vereins in der nächsten Umgebung: der 1. FC Nürnberg. Der „Club“ bereitet ihm bis heute immer wieder Enttäuschung und Schmerz mit den üblichen Ergebnissen, die dann jeweils verarbeitet werden müssen. Er braucht dann schon mal einen Tag des teilnehmenden Nachvollzuges der letzten Niederlage im Vergleich zur vorletzten, den er kurz unter dem häufig als Entschuldigung verwandten Fußballerslogan zusammenfassen kann: „Erst hatten wir kein Glück, dann kam auch noch Pech dazu.“²³

Die großen Erfolge des 1. FC Nürnberg wieder ins Bewusstsein der deutschen Öffentlichkeit zu heben, scheint inzwischen eine Aufgabe der Zeitgeschichte zu sein. Es werden noch einige wenige Zeitzeugen – außer Günther Heydemann – herumlaufen, die sich an die letzte deutsche Meisterschaft des „Clubs“ zu erinnern glauben. Aber die vorletzte ...? Da bedarf es des Rückgriffs auf schriftliche Quellen.

Inzwischen ist Heydemann vollends zum Mannschaftsspieler geworden – allerdings als Kapitän. Häufig tritt er in Mannschafsstärke an: Sei es privat, wo er schon immer auf die nötige Unterstützung seiner starken Frauen (Ehefrau plus zwei Töchter) bauen konnte und ihm die nächste Generation inzwischen einen kleinen Jungen zur Verstärkung der Mannschaft beschafft hat; sei es in der Wissenschaft, wo der Kapitän in Kooperation mit der gesamten Besatzung das schlingernde Institutsschiff auf Kurs gebracht hat und nach neuen Projekten greift. Hierbei musste selbstverständlich – um im Bild zu bleiben – auch die „Reederei“ bzw. der Institutsträger, das Land Sachsen, mitspielen. Um den Kurs

23 Quelle: Vermutlich Volksmund. Bei Wikipedia wird der Bundesligaprofi Jürgen Wegmann als Urheber genannt, der zwischen 1985 und 1992 203 Bundesligaspiele für Dortmund, Schalke und Bayern München absolvierte.

zu halten und zu sichern, muss Heydemann sich dauerhaft mit der Wissenschaftspolitik beschäftigen und auseinandersetzen.

7. Zukunftsplanungen?

Doch Günther Heydemann wird wohl kaum aus diesen Beschäftigungen heraus zukünftig für sich eine aktive Rolle in der Politik sehen; dafür schreibt und liest er allzu gerne – nicht nur historische Fachbücher. Der Germanist und Romanist in ihm beschäftigt sich auch gerne mit schöngeistiger Literatur, vor allem Berichte von Reiseabenteuern liest er mit großer Freude. Und wenn dann noch Zeit bleibt – d. h. wenn „alle“ Instituts- und Forschungsprobleme „gelöst“ oder zumindest bearbeitet worden sind, wenn es der Familie gut geht, wenn im Hause alles repariert und der heimische Gartenpark teilgerodet und beschnitten sowie die Wanderungen durch das Alpenland vorangetrieben sind – was erwartet ihn dann? Womit wird er zukünftig seine Zeit füllen? Auf jeden Fall wird er weiter schreiben: die eine oder andere historische Analyse. Der Publikationsberg wird wachsen. Vielleicht gelingt ihm auch ein historischer Roman und damit die Realisierung eines Jugendtraumes. Was reizt ihn, den strengen Historiker, an diesem Vorhaben? Vielleicht einmal schreiben zu können, ohne auf ein hemmendes Faktenkorsett Rücksicht nehmen zu müssen oder dem Motto freien Lauf zu lassen: „Was wäre wenn?“ Wohl kaum wird Günther Heydemann von der Frage umgetrieben, die jüngst Adam Krzeminski (allerdings bezogen auf das polnische Geschichtsbewusstsein) in der Süddeutschen Zeitung aufwarf und sogleich beantwortete: „Was tun, wenn einem die eigene Geschichte nicht passt? Man dichtet sich eine neue.“²⁴

Umberto Eco wurde 1984 nach dem Welterfolg seines historischen Romans: „Der Name der Rose“ gefragt, warum er seine dem Typus des Kriminalromans entsprechende Geschichte im späten Mittelalter angesiedelt habe. Darauf antwortete der Autor sinngemäß, weil er sich einzig in dieser Zeit wirklich auskenne. Vielleicht werden wir eines Tages diskutieren, für welche Zeit Günther Heydemann welche Geschichte warum erfunden und niedergeschrieben hat. Vielleicht sind es dann auch mehrere Geschichten aus verschiedenen Zeiten, die im Vergleich erzählt werden.

24 Adam Krzeminski, Ein großpolnisches Europa. In: SZ vom 13.2.2014.

Der Erste Weltkrieg – „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts

Horst Möller

1. Ursachen und Verantwortungen

Der Erste Weltkrieg bildet die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts, wie der amerikanische Historiker und Diplomat George F. Kennan zutreffend bemerkt hat. Die folgenden Jahrzehnte, Krisen und Scheitern der Demokratien, Aufstieg der Diktaturen, schließlich der Zweite Weltkrieg als grauenhaftester aller Kriege sind ohne den Ersten Weltkrieg nicht erklärbar. Insofern ist es tatsächlich eine Schlüsselfrage, wer für diese „Urkatastrophe“, die nach unterschiedlicher Schätzung 10 bis 15 Mio. Menschen das Leben kostete und größte materielle Schäden anrichtete, verantwortlich war. Die Siegermächte von 1918 schienen es genau zu wissen: Als der Große Krieg zu Ende war und die Sieger dem unterlegenen Deutschland 1919 in Versailles einen Friedensvertrag aufzwingen, den Deutschland nur deshalb akzeptierte, weil es keine Alternative hatte, erklärten sie im Artikel 231 des Friedensvertrags die Kriegsschuld Deutschlands und seiner Alliierten.

Der Aufschrei in Deutschland war groß, nahm doch die Mehrheit der Bevölkerung an, man habe einen gerechten, einen Verteidigungskrieg geführt. Die Belastung für die eben erst eingeführte Demokratie in Deutschland war enorm, weil zumindest die Nationalisten der neuen demokratischen Republik und nicht dem untergegangenen Kaiserreich die Verantwortung zuschoben. Waren die Deutschen also allein schuldig oder waren sie unschuldig? Weder noch! Hätte das Deutsche Reich im Falle eines Sieges die Besiegten besser behandelt? Keineswegs, hatte es doch – wie die meisten am Krieg beteiligten Großmächte – seit Beginn des Krieges weitgehende, auch territoriale Kriegsziele entwickelt, die nicht harmloser waren als die Bestimmungen der Vertrags von Versailles. Und schließlich: Wollten die Staatsmänner in Versailles den Historikern die Arbeit abnehmen, als sie die Kriegsschuld Deutschlands feststellten, wollten sie als moralische Richter auftreten? Weder das eine noch das andere! Tatsächlich ging es vor allem um eine völkerrechtliche Legitimierung von Reparationsforderungen. Dies war verständlich und berechtigt, weil der Krieg außerhalb deutscher Grenzen geführt worden war und insbesondere in Frankreich, aber auch Belgien, schwerste materielle Schäden verursacht hatte.

Nicht allein die Staaten, die nach 1918 diplomatische Aktensammlungen veröffentlichten, nicht allein die Bevölkerung, die wie die Politiker nach „Revision“ des Vertrags von Versailles rief, sondern auch die Historiker hat die Frage nach der Kriegsschuld 1914 bis heute in Atem gehalten. Seit 1918 haben sich die Interpretationen über die Verantwortung für den Kriegsausbruch 1914 mehrfach verändert. Sahen sich die Deutschen, einschließlich der Historiker, ursprünglich als unschuldig an, tendierten sie seit den 1960er Jahren zunehmend dazu, sich die Hauptschuld am Ersten Weltkrieg zuzuschreiben. Als das Buch des Hamburger Historikers Fritz Fischer „Griff nach der Weltmacht“ 1961 erschien, löste es heftige Kontroversen aus, doch setzte sich seine allein auf die deutsche Politik konzentrierte Betonung der deutschen Verantwortung immer stärker durch. Das grundlegende Werk von George-Henri Soutou „L’or et le sang“ (1985) analysierte hingegen auf breiter internationaler Quellenbasis „les buts de guerre économiques“ der kriegführenden Staaten und erweiterte so die nationale Perspektive. Heute hat unter anderem die angelsächsische Forschung zu einem immer differenzierteren Bild des Ersten Weltkriegs beigetragen. Dabei stellte sich heraus, dass die Ursachen des Ersten Weltkriegs äußerst kompliziert ineinander verschränkt sind und eine eindeutige Antwort nach Schuld und Unschuld – anders als beim Zweiten Weltkrieg, bei dem die deutsche Verantwortung keinem Zweifel unterliegt – problematisch ist.

Das Ursachengeflecht des Ersten Weltkriegs hat mehrere entscheidende Dimensionen: erstens die bis ins späte 19. Jahrhundert zurückgehende Vorgeschichte, zu der Imperialismus und Kolonialismus gehörten; zweitens die komplizierten europäischen Bündnissysteme; drittens die Handlungsspielräume der europäischen Mächte, darunter des Deutschen Reiches, in der Julikrise 1914; viertens die Kriegsziele, die 1914 zumindest die Kriegsbereitschaft in einigen Staaten, darunter Deutschland, verstärkten; fünftens die militärische Strategie, die seit Ende Juli 1914 in Russland und Deutschland zu einem Primat des Militärs über die Politik führte; sechstens die wachsende Erwartung in Europa, es werde unweigerlich zum Krieg kommen, die Frage sei nur, wann; siebtens spielte die durch nationalistische Propaganda aufgepeitschte öffentliche Meinung eine wachsende Rolle, die im Gegensatz zur klassischen „Kabinettpolitik“ rationalen Kalküls stand; achtens war die internationale Konstellation bis zum Kriegsbeginn außerordentlich fluid, d. h. für kurzfristige Veränderungen offen, und schließlich neuntens dürfen die Selbsteinschätzungen der eigenen Stellung in der internationalen Szenerie durch die beteiligten Mächte nicht unterschätzt werden, sie gehören wesentlich zu den heute sogenannten „Narrativen“. Um Beispiele zu nennen: Wie entscheidend waren in Österreich-Ungarn die Endzeiterwartung und die als Dekadenz empfundene Atmosphäre eines Vielvölkerstaates, der sich durch den Nationalismus unterschiedlicher Nationalitäten innerhalb der eigenen Grenzen bedroht sah? War in Frankreich die Demütigung der Niederlage von 1870/71 mit den Reparationen und dem territorialen Verlust des Elsass und Teile Lothringens 1914 noch virulent? Für jeden Krieg führenden Staat und seine Gesellschaft

gewannen solche sozialkulturellen Komponenten Bedeutung und gingen in die historiographischen Narrative ein.

An den Krisen des europäischen Staatensystems mit ihren außereuropäischen Dimensionen war das Deutsche Reich, eine vergleichsweise kleine Kolonialmacht, die sich zu kurz gekommen fühlte, zwar immer wieder beteiligt, doch kaum mehr als andere europäische Großmächte: Sie alle betrieben mehr oder weniger eine nationalistische und imperialistische Politik. Bei den Balkankriegen 1912/1913, an denen keine der europäischen Großmächte direkt beteiligt war, aber sowohl österreichisch-ungarische als auch russische Interessen tangiert wurden, gelang es sogar deutsch-britischem Krisenmanagement, die Ausweitung zu einem europäischen Krieg zu verhindern bzw. ihn zu beenden.

Die vielen Krisen der Vorkriegszeit ließen in einer Reihe von Staaten die Einschätzung entstehen, der Krieg sei unvermeidlich und es komme aus nationalen Interessen darauf an, den richtigen Zeitpunkt zu wählen. Krieg galt damals gemäß einer missverstandenen Sentenz des großen Kriegstheoretikers Carl von Clausewitz grundsätzlich als Mittel der Politik. Die deutsche Politik war schon Jahre vor dem Krieg einerseits durch Angst vor der Einkreisung geleitet, andererseits aber von der Anmaßung einer hegemonialen Stellung. Da Deutschland nur in der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie einen sicheren Verbündeten besaß, ergab sich aus diesem Zweibund eine enge Bindung. Sie war deshalb gefährlich, weil Österreich-Ungarn auf dem Balkan engagiert war und sein dortiger Gegner Serbien auf die russische Schutzmacht setzte. Russland hatte schon 1892 mit Frankreich eine Militärkonvention geschlossen, seit 1904 befand sich Frankreich mit Großbritannien in einer Entente cordiale, die später ausgebaut und durch Hinzutritt Russlands 1907 zu Triple-Allianz wurde. Alle fünf europäischen Großmächte waren also in eine verhängnisvolle Logik der Bündnissysteme eingebunden. Aus der Mittellage Deutschlands zwischen dem potentiell gegnerischen Bündnissystem resultierte die Einkreisungsangst und eine Strategie, die diese durchbrechen wollte, in dem sie im Falle eines Krieges einen Präventivschlag gegen Frankreich in Form des über Belgien geführten „Sichelschnitts“ entwickelte.

Alle Ursachen bündelten sich, als es 1914 zur Julikrise kam. Am 28. Juni ermordeten serbische Nationalisten in Sarajewo den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin. In der anschließenden diplomatischen Verschärfung akzeptierte Serbien zwar weitestgehend ein eigentlich unannehmbares Ultimatum, doch Österreich-Ungarn erklärte am 28. Juli Serbien den Krieg. Dessen Schutzmacht Russland hatte schon am 26. Juli mit der militärischen Mobilmachung begonnen, die sich nicht nur gegen Österreich, sondern auch gegen Deutschland richtete und am 30. Juli zur Generalmobilmachung wurde. Das deutsche Ultimatum zur sofortigen Rückgängigmachung beachtete Russland nicht. Die deutsche Anfrage an Frankreich, ob es im Falle eines russisch-deutschen Krieges neutral bleiben wolle, beantwortete die französische Regierung lakonisch: Frankreich werde das tun, was seine Interessen geböten.

Hier nun beginnt der Handlungsspielraum der beteiligten Regierungen und damit ihre Verantwortung für den Kriegsausbruch: Deutschland hatte zwar den Krieg nicht unbedingt gewollt, schon gar keinen großen europäischen Krieg, hat ihn aber von Anfang an in Kauf genommen, um eigene Ziele zu erreichen. Die deutsche Regierung hätte auf Österreich-Ungarn Druck ausüben müssen, um die Balkankrise zu entschärfen und die österreichische Kriegserklärung an Serbien zu verhindern. Reichkanzler Bethmann Hollweg wollte durch eine diplomatische Offensive die Einkreisung sprengen und nahm im Falle des Mislingens das Risiko eines Krieges bewusst in Kauf. Hierin liegt die durchaus große deutsche Verantwortung für den Kriegsausbruch. Sie wurde verschärft durch die Verletzung der belgischen Neutralität und den verhängnisvollen Schlieffen-Plan, der den Angriff auf Frankreich als Präventivschlag vorsah, ohne abzuwarten, ob denn ein französischer Angriff tatsächlich erfolgen würde und ohne weiterhin auf eine Lokalisierung des Balkankrieges zu setzen.

Nach der russischen und französischen Reaktion begann Deutschland am 1. August die Generalmobilmachung und erklärte zugleich Russland, und am 3. August dessen Bündnispartner Frankreich, den Krieg. Nach dem deutschen Einmarsch ins neutrale Belgien am 4. August erklärte seinerseits Großbritannien den Krieg an Deutschland.

Ohne jeden Zweifel haben Österreich-Ungarn und Deutschland eine erhebliche Mitschuld am Kriegsausbruch. Dies gilt ebenso für das zaristische Russland: Eine Generalmobilmachung bedeutet tatsächlich Krieg, sie bringt die Stunde der Militärs anstelle der Diplomaten und Politiker. Aber sowenig das Deutsche Reich auf seinen Bündnispartner Österreich-Ungarn mäßigend eingewirkt hat, sowenig hat dies Frankreich mit Russland getan. Zu diesem Zeitpunkt stand von den fünf europäischen Großmächten zunächst nur Großbritannien abseits. Tatsächlich haben Staatsmänner ihre – allerdings engen – Handlungsspielräume nicht genutzt, weil sie das Risiko eines – wie die meisten 1914 fälschlich annahmen – begrenzten Krieges als politische Option einkalkulierten und damit die militärische Dynamik völlig verkannten.

Doch ging es nicht allein um die „Torheit der Regierenden“ (Barbara Tuchman), sondern auch die der Regierten, die massenhaft in eine nationalistische Kriegsbegeisterung taumelten. Von dieser Kriegsbegeisterung wurden nicht allein in Deutschland auch Gelehrte, Schriftsteller, Intellektuelle, Künstler ergriffen: Krieg galt als „inneres Erlebnis“, als ethische Bewährung, als „Reinigung“ einer selbstgenügsamen Zivilisation. Wie stets gab es auch damals in den europäischen Gesellschaften und Kulturen Gegenstimmen, doch waren sie weniger zahlreich und weniger lautstark. Die „Ideen von 1914“ dominierten, die hohe Zahl der Kriegsfreiwilligen demonstriert diese zeitgenössische Mentalität.

Wie sehr die Großmächte den Krieg schon Jahre vor 1914 als wahrscheinlich ansahen, zeigen die Militärausgaben, die 1913/14 bei allen Großmächten sprunghaft anstiegen, Deutschland begab sich aufgrund des Tirpitz-Plans zu allem Überfluss in eine Flottenrivalität mit Großbritannien, die angesichts der britischen Überlegenheit als Seemacht ohnehin aussichtslos war. Seit der Jahr-

hundertwende verstärkten die Großmächte bereits ihre Heere, der Einfluss des Militärs auf die Politik stieg gerade auch in Deutschland: Im Ersten Weltkrieg spricht man zutreffend von einer „Diktatur der Obersten Heeresleitung“.

Die Welt ist also nicht bloß in den Weltkrieg „geschlittert“, wie der damalige britische Premierminister David Lloyd George meinte; vielmehr entstand der Krieg auf Grundlage langfristiger Entwicklungen durch eine kurzfristige Eskalation fataler politischer und militärischer Entscheidungen, darunter auch wesentlicher deutscher: Die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts wäre vermeidbar gewesen. Und doch war die Einschätzung von Lloyd George nicht völlig falsch, wie eine der neuesten Darstellungen zu den Ursachen des Weltkriegs zeigt, die sein Autor Christopher Clark unter dem bezeichnenden Titel „Die Schlafwandler“ gestellt hat: Tatsächlich hat keiner der verantwortlichen Staatsmänner und Militärs eine realistische Einschätzung dieses Krieges gehabt. Schon die fatalistische Erwartung, es werde ohnehin zum Krieg kommen, lähmte die durchaus möglichen Friedensbemühungen. Die Fehleinschätzung, es werde nur ein kurzer – ein europäischer – Krieg sein, der kurzfristig Chancen bot, die eigenen nationalen Interessen und Kriegsziele zu erreichen, wirkte ebenfalls verhängnisvoll.

Überraschend sind diese Fehleinschätzungen schon deshalb, weil die Nationalisierung der Massen, der Aufwand an Propaganda, die extreme Hochrüstung, die Mobilisierung von Massenheeren bis dahin nicht gekanntes Ausmaßes eine Dynamik in Gang setzte, die nach Kriegsbeginn nur durch totale politische Kehrtwendungen hätte abgebremst werden können. Doch was bis Ende Juli 1914 noch möglich war, wurde seit dem 1. August nahezu aussichtslos, zumal es sich um einen völlig neuartigen Krieg und keinen diplomatisch zu beendenden Kabinettskrieg mehr handelte.

2. Was war das Besondere am Ersten Weltkrieg?

Dass der Erste Weltkrieg zur „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts werden konnte, lag an seiner spezifischen Modernität, die ihn von allen vorherigen Kriegen unterschied und zugleich eine fatale Ausgangsbasis für den Zweiten Weltkrieg wurde. Es ist nicht möglich, alle Elemente aufzuführen, die den Ersten Weltkrieg charakterisierten. Deshalb werden an dieser Stelle nur einige Stichworte aufgelistet:

1. der Krieg war tatsächlich ein *Weltkrieg*, das galt auch schon für die Anfangsjahre, weil unter den Krieg führenden Mächten große *Kolonialstaaten* waren, hinzu kamen 1915 der Kriegseintritt des mit Großbritannien verbündeten Japan – das dem Deutschen Reich schon am 23. August 1914 den Krieg erklärt hatte – und dessen Einmarsch in Schantung, schließlich 1918–1922 das japanische Eingreifen in Sibirien gegen das bolschewistische Sowjetrußland, v. a. aber der Kriegseintritt der USA 1917;

2. die bis 1914 erfolgende Hochrüstung, die sich nach Kriegsbeginn fortsetzte, ist ohne vorheriges historisches Beispiel: Im Vorkriegsjahr 1913/14 stiegen die Militärbudgets aller europäischen Großmächte beträchtlich, in Großbritannien von 291,8 auf 385, in Frankreich von 243,7 auf 277,2, in Deutschland von 290,5 auf 352,7 Mio. Dollar. Die Steigerungsrate lag also zwischen 13 und 35 Prozent, am höchsten fiel sie in Großbritannien aus. Schon seit der Jahrhundertwende hatten die Großmächte die Einberufung der Rekruten verstärkt: Russland zog jährlich 335 000, Deutschland 280 000, Frankreich 250 000 Rekruten ein – in mehreren Staaten wurden die Dienstzeiten verlängert bzw. alte Regelungen wieder in Kraft gesetzt, in Frankreich etwa der dreijährige Militärdienst. Das Deutsche Reich beschloss 1913, seine Streitkräfte auf 820 000 Mann zu verstärken. In der Konsequenz drohte sich das in Europa seit 1900 ständig wachsende Militärpotential zu verselbstständigen, diese Entwicklung zählte ebenso zu den Kriegsursachen wie sie den späteren Charakter des Krieges prägte: Niemand bewaffnet sich, um sich vor Kälte zu schützen! (Aristoteles) Eine Militarisation des Soziallebens war nicht allein in Deutschland zu beobachten, die Frage war: Existierte ein Primat der Politik gegenüber dem Militär?
3. der Erste Weltkrieg war der erste *hochtechnisierte* und *industrialisierte* Krieg mit massenhaftem Panzereinsatz und Flugzeugen – der Luftkrieg veränderte Strategie und Taktik; hinzu kamen Minen- und Flammenwerfer. Wenngleich der Luftkrieg bei weitem nicht die Ausmaße erreichte wie im Zweiten Weltkrieg, so war doch schon dieser Beginn massiv: mehr als 16 000 Angehörige von deutschen Fliegerverbänden verloren ihr Leben, zu den deutschen Luftstreitkräften gehörten immerhin 1 338 Flugzeuge. Doch waren sie der schon damals erdrückenden Überlegenheit der alliierten Luftstreitkräfte nicht gewachsen. Schon damals haben Beobachter auf die Folgen hingewiesen. So konstatierte Walter Benjamin: „der imperialistische Krieg ist gerade in seinem Härtesten, seinem Verhängnisvollsten mitbestimmt durch die klaffende Diskrepanz zwischen den riesenhaften Mitteln der Technik auf der einen, ihrer winzigen moralischen Erhellung auf der anderen Seite“.
4. nie zuvor waren solche *Massenheere* in den Krieg gezogen, beide Blöcke mobilisierten schließlich mehr Soldaten als das Deutsche Reich Einwohner hatte: Am Ende brachten es die *Mittelmächte* auf 22,8 Mio., die *Entente* auf insgesamt 41,25 Mio. Soldaten. Schon im August 1914 umfassten die Feldheere der sogenannten Mittelmächte, also des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns insgesamt 3,7 Mio. Soldaten, die Entente-Mächte Frankreich, Russland, Großbritannien und Serbien hatten zu Beginn des Krieges 5,8 Mio. Mann unter Waffen. Insgesamt brachten es die deutschen Streitkräfte während des Weltkrieges auf 13,25 Mio. Soldaten, Russland auf etwa 12 Mio., Großbritannien etwa 9,5 Mio., Frankreich auf 8,2 Mio. (einschließlich der Soldaten aus den Kolonien), Italien auf 5,6 Mio. und die USA auf 3,8 Mio. Weltweit kämpften im Ersten Weltkrieg insgesamt mehr als 71 Mio. Soldaten.

5. die Zahl der Opfer, auch der zivilen Opfer war extrem; trotz der Haager Landkriegsordnung wurde wohl nur im 30-jährigen Krieg (1618–1648) in vergleichbarem Ausmaß die Zivilbevölkerung zum Opfer. Die höchsten Schätzungen lauten heute: Von den insgesamt bis zu 15 Mio. Kriegsopfern waren fast sechs Mio. Zivilisten – ca. 20 Mio. wurden verwundet und verkrüppelt. (Zahlenschätzungen dieser Art sind allerdings immer mit einer großen Fehlermarge behaftet, zumal die verheerende spanische Grippe nicht eindeutig zuzuordnen ist. Weltweit forderte sie insgesamt ca. 35 Mio. Tote vor allem seit dem Sommer 1918, im deutschen Heer erkrankten bereits zwischen August 1917 und Juli 1918 über 700 000 Soldaten an dieser Influenza.)
6. die *Ermattungsstrategie* brachte wenige Quadratkilometer Gewinn und kostete beispielsweise in Verdun in zehn Monaten ungefähr 700 000 deutschen und französischen Soldaten das Leben, in der Schlacht an der Somme vom 1. Juli bis 25. November 1916 waren die Verluste noch höher; die Zahl der toten Briten, Franzosen und Deutschen betrug nahezu 1,1 Mio. Mann: *Menschen* wurden zu *Material*.
7. die Kriegskosten stiegen enorm, man schätzt sie für die beteiligten europäischen Großmächte und der USA auf insgesamt 956 Mrd. Goldmark, davon entfiel der größte Anteil auf Großbritannien mit 208 Mrd. Goldmark, auf das Deutsche Reich 194 Mrd., Frankreich 134 Mrd., die USA 129 Mrd., Russland 106 Mrd. Goldmark.
8. die materiellen Schäden waren insbesondere in Frankreich, auf dessen Boden der Krieg wesentlich ausgetragen wurde, riesig: in Frankreich wurden über 480 000 Häuser zerstört, über 2 000 Brücken, 5 500 km Bahnlinien, 62 000 km Straßen und extrem große landwirtschaftliche Flächen.
9. zahlreiche *Verletzungen des Kriegsvölkerrechts* waren zu beklagen: die Verletzung der Neutralität Belgiens (Schlieffenplan); der Einsatz von Chlorgas bei Ypern am 22. April 1915, danach weitere 405 Giftgaseinsätze, u. a. an der Ostfront; der deutsche Luftangriff auf Reims 1917, die Zerstörung der Kathedrale: aus der „ville sacrée“ wurde die „ville martyre“; 1918 waren von 100 000 Einwohnern nur noch 8 000 in der Stadt; der unbeschränkte U-Boot-Krieg, den das Deutsche Reich seit 1917 führte; Zwangsarbeit, v. a. von 60 000 Belgiern, hinzu kam eine Zahl von 100 000 mehr oder weniger unter Druck „angeworbenen“ Arbeitskräften aus Polen.

Auf einer anderen Ebene, aber mittel- und langfristig von verhängnisvoller Wirkung waren mentale Spezifika des Ersten Weltkriegs. Zu ihnen gehörten: die Entgrenzung der Gewalt und Gewöhnung an die Gewalt; die Fanatisierung der Massen durch massiven Einsatz der Propaganda – der Krieg war seit Beginn zugleich ein Propagandakrieg, in dem die gegnerischen Völker verteufelt wurden, was zur weiteren Entfesselung des Nationalismus führte.

Wie konnte man all diese psychischen und physischen Verheerungen, all die materiellen Hypotheken nach Kriegsende 1918 abtragen? Diese größte Herausforderung der Nachkriegszeit wurde massiv erschwert, weil der Krieg den Hass